

Künstlertum

Autor(en): **Kriesi, Thilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 5

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Bettelänger.

Er weiß die Stunde, weiß den Platz zu wählen,
Wo ihm am reichlichsten die Gaben fließen,
Kein Wetter und kein Wind kann ihn verdrießen,
Mit seiner Kunst der Leute Herz zu stehlen.

Aus der Guitarre Saiten rausch't's gewaltig
Und würzt die Wärme seines Baritons.
Schon löst ein Kavaliere sich vom Gespons,
Und in die Büchse klingelt's mannigfaltig.

Die Kinder heißen Suldbinnen und Gönner,
Zu geben etwas von dem Überflusse,
Sie möchten lange lauschen dem Genusse
Und fliehn doch wie beschämt den greisen Könner.

Man fühlt: Mit Groschen lohnt man keinen Sänger.
Selbst wenn's ein Bettler ist, — es geht nicht an!
Doch wie gebannt hat man's hineingetan,
Und wie gejagt wird man Vorübergänger.

Paul Reßler, Genf.

Künstlertum.

Von Thilde Kriesi.

Der arme kleine Buchfink, der in den Zweigen eines großen, alten Kastanienbaumes sein Nest hatte, trug eine große Sehnsucht und einen tiefen Wunsch in sich. Kam dies davon, daß, als er die Schalen seines Eies aufgepickt und das Licht der Welt erblickt hatte, soeben eine Nachtigall dem Schöpfer ihr Preislied gesungen hatte? Kam es, weil seine Mutter einmal in Liebe zu einer solchen entbrannt war? War er vielleicht von Anfang an für Größeres vorherbestimmt? Oder gab es sonst irgendwelche geheime Ursachen dafür, daß seine Sehnsucht dahin ging, auch einmal singen zu können, wie die Nachtigallen?

Er flog immer zu ihnen, um ihrem Gesang zu lauschen und fragte sie, wie sie es anstellten, so herrliche Töne hervorzubringen. Ihre Rat schläge lauteten aber so verschieden, daß es nicht verwunderlich war, wenn sie eher dazu angetan waren, das Köpfchen eines Buchfinkleins zu verwirren, statt ihm als Nichtschmerz zu dienen. Eine Nachtigall meinte, sie singe schöner, seit sie die Freude kenne, die andere meinte, die Gabe des Gesanges sei ihr erst mit der Fähigkeit zu lieben geschenkt worden und wieder eine andere äußerte, erst das Leid habe sie zur wirklichen Künstlerin gemacht. Die meisten aber waren so verwundert, daß einer das Singen erst lernen wollte, daß sie statt aller Erklärungen nur ihre herrlichen Weisen als Antwort erschallen ließen. Vergebens versuchte das arme Buchfinklein, das von den ihm unverständlichen Antworten nicht recht befriedigt war, es seinen Lehrmeistern durch Schnabel- und Zungenstellung gleichzutun, doch alle Versuche scheiterten kläglich an seiner Buchfinken-Natur.

Eines Tages trat in dem Leben unseres

kleinen Buchfinken ein großes Ereignis ein: die Liebe war ihm begegnet. Wo gab es aber auch im ganzen Walde einen zweiten Vogel mit ebenso lieben, hellen Auglein, mit einem so glänzenden Gefieder und einem so schönen roten Fleck auf der Brust? Ja, unser kleiner Buchfink liebte, und an dem Tage, da er seine zierliche Gefährtin gefreit, gab es keinen glücklicheren Waldbewohner als ihn. — Mein, nachdem die Stürme des ersten Glückes sich gelegt hatten, erinnerte er sich wieder seiner Gesanges-Sehnsucht und eifrig öffnete er den Schnabel, zum Voraus überzeugt, daß herrliche Töne demselben nun entquellen würden, da er das Glück der Liebe in sich trug. Sein Weibchen sah ihn gespannt aus den munteren Auglein an, aber: was aus seiner Kehle kam, waren wohl für einen Buchfinken ganz schöne Töne und sicher schönere, wie vorher, aber von der Schönheit des Nachtigallen-Gesanges trugen sie nichts an sich.

Nun, die Hauptsache war, ihm selbst gefiel es ganz gut; sein Weibchen, das noch nicht viel gehört hatte, war sogar ganz begeistert und die anderen Finken und Späzen und Meisen, und wie sie alle hießen, die ihren kleinen Kameraden alle gut leiden mochten und auch zu gutmütig gewesen wären, um ihn zu kränken, bekundeten alle ihren lebhaften Beifall. So war unser Buchfink recht zufrieden mit seinem Erfolg und seinem Können. Ei freilich, er hatte es ja immer gewußt, daß er etwas Besonderes war!

Den anderen Tag hob er schon heizzeiten sein Köpfchen aus dem Nest; er wollte zu den Nachtigallen fliegen, um ihnen seine Fortschritte vorzuführen. Aber als er schon von weitem deren wundervollen Schlag vernahm, da kehrte

er traurig wieder um. Oh, ihm fehlte doch noch gar so viel. Wie hatte er nur den großen Abstand, der zwischen ihm und diesen Begnadeten lag, vergessen können?

Sein Liebesglück, die Freude an seinem Weibchen und dem schönen, neuen Nest, das sie zusammen erbaut hatten, alles war dahin. Wie vorher verfolgte ihn nun wieder der eine Gedanke: singen und in Tönen sein Gefühl ausdrücken zu können, wie die Nachtigallen, Künstler des Gesanges zu werden, gleich ihnen. Was half es ihm, daß kein Buchfink so schön sang wie er; er wollte es doch den Nachtigallen gleichtun! Nun probte, übte und lernte er den ganzen Tag und für sein herziges Weibchen hatte er, trotzdem er es so innig liebte, gar keine Zeit mehr. Er glaubte immer noch an sein Künstlertum und, ein unwissendes, kleines Vögelchen wie er war, verstand er nicht, daß, um Künstler zu werden, die Fähigkeiten von Anfang an vorhanden sein müssen.

Eines Tages, als er wieder einen ganzen Tag bei den Nachtigallen zugebracht hatte — allmählich wurden diese schon ungeduldig über seine vielen Fragen — kehrte er Abends mit dem Gefühle heim, nun doch schon nahe dem ersehnten Ziel zu sein. „Wer weiß“, summt er vor sich hin, „wenn ich mir noch ein bißchen Mühe gebe, dann...“ Er konnte aber den Gedanken nicht ganz zu Ende denken und wir wis-

sen daher nicht sicher, wie hoch sich seine Träume verstuigen. Denn inzwischen war er bei seinem Neste angelangt, wo er sonst immer von seinem kleinen Weibchen mit zärtlichem Flügelschlagen und vielen Schnabelküssen begrüßt worden war. Zu seinem Schrecken fand er das Nest leer. Vergebens rief er den Namen seiner Liebsten, umsonst flog er von Baum zu Baum, all sein Suchen war erfolglos, niemand, auch der Späher nicht, konnte ihm Aufschluß geben. Am nächsten Tage nahm er die Suche von neuem auf und endlich am Abend, als er vor Erschöpfung schon kaum mehr fliegen konnte, fand er sein geliebtes Weibchen in der Nähe eines einsamen Bauernhofes — als Leiche. Der Genuß einer giftigen Beere schien sie getötet zu haben.

Der kleine Buchfink litt unsäglich. Zu der Trauer über den Verlust kamen die Vormwürfe, sein gutes Weibchen des Gesanges wegen so viel allein gelassen zu haben. Nun saß er tagelang im Nest, ohne sich zu rühren und blickte traurig ins Weite. Wenn die anderen Vögel sich seiner nicht erbarmt hätten, wäre er sicher Hungers gestorben.

Eines Tages, als sein heftiges Leid und seine Verzweiflung sich bereits in eine stille Melancholie gewandelt hatten, kam die Nachtigall zu ihm, die ihm einstens gesagt, daß erst

durch das Leid ihr Lied die letzte Vollendung erlangt hatte. Sie sprach dem Finklein liebevoll zu, sich wieder dem Leben zuzuwenden, erzählte ihm von dem Trost, den er in seiner Kunst finden würde, und von ihren Kämpfen und Qualen. Schließlich sang sie ihm ihr eigenes Lied der Sehnsucht und des Leides, das sie nur in seltenen Momenten zu singen pflegte. Das war so ergreifend schön, daß die Wasser vergaßen, weiter zu fließen, daß die Bäume die Blätter nicht mehr bewegten und die Blumen ihre Blüten, weit, weit öffneten, um voll die Schönheit dieser Töne in sich trinken zu können.



Chimären von der Notre-Dame.

Gemälde von Sophie Egger-Doosfer.

„Nun singe Du,“ sprach gütig die Nachtigall, „Dein Lied muß jetzt noch schöner wie das meinige sein, denn die Träne hängt noch daran.“

Gingerissen von den soeben vernommenen Tönen, öffnete der kleine Buchfink sein Schnäbelchen: aber siehe da: kein Laut entrang sich sei-

ner zerquälten Brust und alle Versuche waren fruchtlos. Das Leid, das dem anderen die letzte Vollendung gegeben hatte, hatte ihm die Stimme geraubt. — —

„Armer kleiner Buchfink,“ dachte die Nachtigall, als sie ihn spät abends verließ, „er war eben doch — kein Künstler.“ Thilde Kriesi.

Die Fanny.

Skizze von Fritz Müller.

Die Fanny war unser Dienstmädchen. Deutlich klingt ihr Name aus meiner Jugendzeit herauf.

So etwa: Faah-ni!

Ich weiß heute nicht mehr, wie sie ausgesehen hat. Ihr Gesicht ist mit der Zeit verflorfen. Aber — „Faah-ni! — Faah-ni!“, der Klang hat sich eingepägt, ganz fest. Heute noch, wenn ich in eine Küche trete, wenn ich mir als alter Knabe da und dort ein Rüttschlein auf einem breiten Treppengeländer nicht verbeißen kann, dann höre ich die zwei langgezogenen Silben aus der Vergangenheit herüberrauschen:

„Faah-ni! — Faah-ni!“

Und um den Klang ranken sich dann — ich mag wollen oder nicht — allerhand Erinnerungen aus der Zeit der kurzen Hosen.

Gestern bin ich umgezogen mit Weib und Kind. Und da stand der Möbelwagen auf der Straße. Voll war er schon, die Türe zu, die dicke Eisenstange quer herüber —

„Halt!“ schreit es von der Treppe. Und da schleppten sie noch einen Koffer heraus, einen viereckigen, grünen Koffer, ein bißel gewölbt der Deckel und ein breites schepperndes Schloß vorn dran —

„Was ist denn los?“ ruft der Mann am Möbelwagen ungeduldig.

„Der Koffer von der Köchin muß noch in den Wagen — die Türe auf noch einmal!“

Und dann schieben sie ein wenig brummend den viereckigen grünen Koffer hinein. Den Koffer von der Marie.

Denn unser Mädchen heißt heute „Die Marie“. Die Marie, nicht etwa „Marie“. Es gibt Hauptwörter, mit denen der Artikel fest verschmolzen ist, Fleisch vom Fleisch. Es wäre roh, ihn wegzulassen.

Aber von der Marie habe ich gar nichts erzählen wollen. Von der sollen einmal meine Kinder was erzählen. Die verstehen sie. Wir sind zu groß dazu geworden und zu siebenge-

scheit. Wir müssen uns auf die Erinnerungen an die kurze Hosenzeit zurückziehen, wenn wir Leute aus dem Volk verstehen wollen. Auf die Zeit, wo noch die Herzen offen standen, sperrangelweit.

Und aus eben dieser Zeit scholl es mir herauf, als ich gestern den grünen Koffer sah, scholl es mir herauf:

„Faah-ni! — Faah-ni!“

Und eben von der Faahni will ich was erzählen, eine Erinnerung, eine viereckige, eine Koffererinnerung.

* * *

Als die Fanny bei uns eintrat, das muß in grauer Vorzeit gewesen sein. Da steckte ich noch in der Kinderzeit von zwei, drei Jahren, in die keine Erinnerung mehr hinabtauchen will. Oft und oft schicken wir das Erinnern über jene Grenze. Aber es kommt zurück und weiß nichts zu berichten. Aber wenn wir die ausgeschiedenen und zurückgekehrten Boten nah betrachten, so seh'n wir doch: Sie sind mit einem dunklen Glück behangen, einem dunklen Kinderglück. Das kennt noch keine Pressung in die wirren Wörterhüllen.

Damals also war die Fanny eingetreten. Und dann muß sie so langsam mit uns verwachsen sein. Mit uns, mit der Küche, mit dem langen Hausgang, mit der Treppe, bis sie eben ein Stück von uns war und von den Dingen, die uns umgaben.

Ich weiß nicht mehr, ob sie tüchtig war oder nicht. Das muß in ihrem Dienstbuch stehen. Sie war ja doch ein Stück von uns. Wie mein Zeigefinger oder mein kleiner Finger. Von meinem Zeigefinger und von meinem kleinen Finger weiß ich auch nicht, ob sie tüchtig sind. Es sind meine Finger, und damit ist es gut. Die Fanny, die war unsere Fanny, und damit ist es gut.